

Jozef Niewiadomski (im Rahmen der Wallfahrt nach Innsbruck mit dem Nostalgiezug im Haus der Begegnung am 23. August 2024)

„Gott kommt zum Zug in meinem Leben“

Das Leben ist wertvoll – Wo ist in meinem Leben nicht alles heil? – Leben – wo ist es gut gelungen? Brücken bauen im Leben

Präludium: Die Geschichte von den beiden Eseln: „Habe halt gebetet, dass er in mein Leben kommt und mir die Lasten wegnimmt“ versus „Ich habe gebetet, dass er mir die Kraft gibt, meine Lasten zu tragen“

Sind wir nicht den Eseln vergleichbar, weil wir genug an Lasten zu tragen haben und weil wir ähnliche Erfahrungen mit Wallfahrten, dem Gebet und dessen Folgen haben?

Dynamik des Glaubens an den im Leben „zum Zug kommenden Gott“ im Gedicht von: Dietrich Bonhoeffer: „Christen und Heiden“ (1944) /Strophen 2 und 3 hier vertauscht/.

**„Menschen gehen zu Gott in ihrer Not,
flehen um Hilfe, bitten um Glück und Brot,
um Errettung aus Krankheit Schuld und Tod.
So tun sie alle: Christen und Heiden.**

[Biographische Schlaglichter: J.N. als Kind; das Interview von Traugott Buhre]

[Der autonome Mensch und die Sackgasse des „homo incurvatus in se ipsum >>]

**Gott geht zu allen Menschen in ihrer Not,
sättigt den Leib und die Seele mit seinem Brot,
stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod
und vergibt ihnen beiden.**

*[Drama der „geballten Faust“. Die Hoffnung, die durch „humilitas Gottes“ begründet ist >> dogmatisches Schlaglicht auf die These: „Das Leben ist wertvoll“ (vgl. Vatikanum II.: Gaudium et spes 22: „Tatsächlich klärt sich nur im Geheimnis des fleischgewordenen Wortes das Geheimnis des Menschen wahrhaft auf. ... Christus, der neue Adam, macht eben in der Offenbarung des Geheimnisses des Vaters und seiner Liebe den Menschen selbst voll kund und erschließt ihm seine höchste Berufung. ... Denn er, **der Sohn Gottes**, hat sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen **mit jedem Menschen vereinigt**.“*

Die Folge davon: Längst bevor der Mensch denken, planen oder auch lieben konnte, war er schon geplant und geliebt. Geliebt von Gott mit seiner unendlichen Liebe. Darin liegt **die tiefste Wurzel der Würde der menschlichen Person**. Denn: Ohne diese Liebe wäre die Menschheit bloß eine Megaansammlung von Frankenstein, von (intelligenten, aber doch) geistlosen Gliederpuppen, deren Wert bloß nach Nützlichkeitskriterien, oder aber denen der Unterhaltung gemessen werden müsste.]

[Warum dann/wozu das explizit Christliche?]

**Menschen gehen zu Gott in seiner Not,
finden ihn arm, geschmäht, ohne Obdach und Brot,
sehn ihn verschlungen von Sünde, Schwachheit und Tod,
Christen stehen bei Gott in seinem Leiden.“**

Wozu also das explizit Christliche?

Die indirekte Antwort des Ignatius von Loyola:

„Wenige Menschen ahnen, was Gott aus ihnen machen würde, wenn sie sich nur ganz seiner Führung anvertrauen.“

Situationsgerecht übersetzt: Nicht alle Menschen ahnen, was sich in ihrem Alltag verändert und was aus ihrem Leben wird, wenn sie Gott, „der in ihrem Leben zum Zug kommt“, bewusst aufnehmen und ihm auch die „Zugführung“ anvertrauen.

Gebet aus den ignatianischen Exerzitien (234):

„Nimm Dir, Herr, und übernimm meine ganze Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand und meinen ganzen Willen, mein ganzes Haben und Besitzen. Du hast es mir gegeben, zu Dir, Herr, wende ich es zurück; das Gesamte ist Dein; verführe nach Deinem ganzen Willen, gib mir Deine Liebe und Gnade, das ist mir genug.“

Mit der Entscheidung zu dieser Wallfahrt haben wir ein Zeichen gesetzt. Ein Zeichen, das unsere Herzen öffnet für die Aktualisierung, für Intensivierung, damit auch bewusste Wahrnehmung des Vertrauens in jenen Gott, der uns alle trägt, zu dem wir immer und immer wieder in unserer Not gehen, dessen Führung wir uns (schon durch die Taufe und Firmung) anvertraut haben.

Unser christliches Privileg (Selbstverständnis): „Brücken bauen“ (in einer Welt, die durch kulturelle Trends autonome Menschen – also im Grunde *homines incurvati* – hervorbringt) :

Wir selber bauen Brücken, indem wir immer und immer wieder neu zu jener Hand werden, die die geballte Faust des modernen Menschen trägt.

Es tut gut, sich dessen zu erinnern, dass Caritas, Diakonie und überhaupt soziale Arbeit dieses christliche Erbe sind. Und in einer säkularen Umwelt davon leben, dass Gott bodenständig wurde und wird. So bodenständig, dass seine Anwesenheit nur von wenigen wahrgenommen wird. Von jenen, die sich seine „Zugführung“ anvertraut haben. Jenen, die ihr Herz geöffnet haben. Wir tragen unsere Mitmenschen, indem wir selber Gottvertrauen ausstrahlen, durch unsere Lebenslust bezeugen, dass wir in der Not und im Glück den Blick auf den in unserem Leben „zum Zug kommenden Gott“ bewahren.

Wallfahrt (auch) als Gelegenheit Rückschau zu halten und sich jene Ereignisse/Personen in Erinnerung zu rufen, die mir „Brücken gebaut“ haben, so dass ich aus dem Irrweg, oder Umweg doch zu jenem Gott zurückgefunden habe, dem ich die „Zugführung“ meines Lebens anvertraut habe.

Unser Zeugnis von dem Gott, der in menschlichem – in unserem – Leben zum Zug kommt, ist notwendig, damit wir uns nicht in die Käfige dieser Welt einsperren.

Bemerkung am Rande: Weil die Christen als Christen leben und glauben, ist für Bonhoeffer die zweite Strophe seines Gedichtes (*„Menschen gehen zu Gott in seiner Not, finden ihn arm, geschmäht, ohne Obdach und Brot, sehn ihn verschlungen von Sünde, Schwachheit und Tod, Christen stehen bei Gott in seinem Leiden.“*) die logische Vorbedingung für die dritte Strophe (*„Gott geht zu allen Menschen in ihrer Not, sättigt den Leib und die Seele mit seinem Brot, stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod und vergibt ihnen beiden“*).

Postludium: Die Geschichte vom Hund im Spiegelsaal.

Jozef Niewiadomski (im Rahmen der Wallfahrt mit dem Nostalgiezug nach Innsbruck im Haus der Begegnung am 23. August 2024)

„Gott kommt zum Zug in meinem Leben“

Das Leben ist wertvoll – Wo ist in meinem Leben nicht alles heil? – Leben – wo ist es gut gelungen? Brücken bauen im Leben

Präludium: Die Geschichte von den beiden Eseln

Fangen wir – wie es sich halt bei der Wallfahrt mit dem Nostalgiezug gehört – regelrecht nostalgisch an:

Vor Jahrzehnten, vielleicht auch vor Jahrhunderten spielte sich Folgendes ab. Zwei Esel trafen einander am Markttag. Fürchterlich sahen sie aus: müde und ausgelaugt. Kein Wunder, tagtäglich müssen sie schwerste Arbeit verrichten und auch schwerste Lasten tragen. Hin und wieder werden sie auch verdroschen. Bekommen auch nie genug zu fressen. Irgendwann hörten sie genauer hin auf das, worüber sich die Bauern untereinander unterhalten. Schon damals schimpften sie – natürlich auch über die Kirche. Sie redeten aber auch von Wallfahrten: Dort komme in ihrem Leben Gott selber besonders zum Zug. Die Bauern sprachen vom Gebet, von ihren Wegen zu Gott und dem Segen der Gnadenbilder. Sie taten also das, was der große evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer mitten im 2. Weltkrieg, im Jahr 1944, in einem seiner schönsten Gedichte beschrieben hat: „Menschen gehen zu Gott in ihrer Not, flehen um Hilfe, bitten um Glück und Brot, um Errettung aus Krankheit Schuld und Tod. So tun sie alle: Christen und Heiden.“

„Sollten wir nicht so etwas probieren? Wallfahren und beten?“, fragte einer der Esel. So fassten die beiden einen Plan: Am Sonntagnachmittag, beim schönsten Wetter – wenn die Bauern im Gasthaus sitzen – wollten sie eine Wallfahrtskirche aufsuchen. Gedacht, gesagt und getan! Gleich am nächsten Sonntag machten sich die beiden Esel auf den Weg. Die Kirche war leer. Mutig traten sie hinein, fielen dann vor dem Gnadenbild auf ihre Knie und beteten inbrünstig. Nachdem sie gebetet hatten, machten sie sich auf den Weg zurück. Zu ihren Bauern und zum täglichen Trott. Nach knapp einen Monat, an einem Markttag, trafen sie wiederum einander. Einer sah erbärmlich aus. Der andere ordentlich und gelassen. „Ist doch auch bloß ein Blödsinn – schimpfte der Erbärmliche. „Dieses Scheißleben und auch die Religion und das Gerede vom Gott, seinem Segen, vom Gebet und Wallfahrten. Nicht dass

ich iahe: I-ha, I-ha. Habe halt gebetet, dass er in mein Leben kommt und mir die Lasten wegnimmt. Und was ist passiert? Gar nichts. Immer noch derselbe Alltagstrott, immer noch derselbe Bauer, immer noch dieselbe Schinderei“. Der zweite Esel sah gelassen aus, lächelte gar, so wie die Esel halt zu lächeln vermögen. Und er entgegnete: „Und ich? Ich habe gebetet, dass er mir die Kraft gibt, meine Lasten zu tragen.“

Ich habe gebetet, dass er mir die Kraft gibt, meine Lasten zu tragen.

Liebe Wallfahrerinnen und Wallfahrer, sind wir alle nicht den beiden Eseln vergleichbar? Schon zumindest deswegen, weil wir im Leben genug an schweren Lasten zu tragen haben. Für viele von uns ist es die Krankheit, oder das Alter. Für viele sind es die zu pflegenden Angehörigen, der Absturz, weil Arbeitslosigkeit, u. U. auch Sucht und Depression da sind. Wir alle haben aber auch schwere Lasten zu tragen, weil die Welt heute am Abgrund zu stehen scheint. Und uns oft die Perspektivenlosigkeit lähmt.

Immer und immer wieder zeigen sich ja unsere Boulevardmedien erschüttert, dass Menschen in der Perspektivlosigkeit ihres Lebens alles auf eine Karte setzen können, auf die Karte der Verzweiflung und ihre Angehörigen und sich selber umbringen und das Leben – das ja das größte Geschenk ist, das wir haben – (dieses Leben) wegwerfen, weil die Depression, die Angst und der Abgrund: all das, was sich vor ihren Füßen ausbreitet stärker werden als der einfache biologische Selbsterhaltungstrieb.

Zu Gott zu gehen in ihrer Not und um Hilfe zu flehen (also das tun, was die beiden Esel gemacht haben): das macht den Kern der religiösen Einstellung zum Leben im Allgemeinen und den Kern des Wallfahrens im Besonderen aus. Zu Gott zu gehen, oder aber zu den vielen Anwälten im Himmel: vor allem zu Maria (siehe das Gnadenbild Maria Hilf im Innsbrucker Dom, oder aber Maria unter den vier Säulen in der Basilika Wilten), zu Gott zu gehen, zu den vielen Heiligen, etwa den Nothelfern (in Tirol besonders populär Hl. Notburga von Eben) und bitten, bitten um Hilfe und um die Errettung! Oder aber einfach zu Gott zu gehen und schweigen und verstummen..., weil man keine Worte mehr findet angesichts einer Diagnose, angesichts der Nachricht: „Es ist leider nicht alles gut in ihrem Leben; ja: Es steht nicht gut mit Ihnen! Höchstens ein halbes Jahr“. Ja... wir alle sind den beiden Eseln vergleichbar, schon deswegen, weil wir im Leben genug an schweren Lasten zu tragen haben.

Wir sind aber nicht nur wegen der Lasten mit den beiden Eseln vergleichbar, sondern auch weil unsere Erfahrungen mit Wallfahren, mit dem Gebet und dessen Folgen auf diese oder jene Art

mit der Spannung zwischen der Einstellung und der Logik der beiden Vierbeiner vergleichbar sind. Was meine ich damit? Erlauben sie mir einen persönlichen Exkurs.

In der bitterarmen Gegend in Ostpolen, knapp 20 Kilometer von der damaligen sowjetischen, heute von der ukrainischen, Grenze entfernt geboren, erleidet in den 60-er Jahren des letzten Jahrhunderts der damals 12-jährige Junge eine schreckliche Krise. Im Spätherbst erkrankt meine Mutter. Zwei Mal bin ich schon mit ihr zu einem lokalen Marienwallfahrtsort gepilgert: zu Fuß und dies zwei Tage lang. Die 49-jährige war die stärkste Person in der Familie, denn der Vater litt an einer chronischen Krankheit. Anfang Dezember liegt die Mutter im Sterben. Das Bild des hilflosen Vaters macht meinen älteren Bruder und mich nur noch trauriger. Als Erz-Ministrant, der Sonntag für Sonntag mehr Zeit in der Kirche als zu Hause verbringt, betete ich unablässig um ein Wunder. Gott möge die Mutter gesund machen, auf jeden Fall sie nicht sterben lassen. Da ich kein Geld besaß, bat ich den Kaplan, er solle eine Messe lesen und um die Heilung der Mutter bitten. Das Geld werde ich später irgendwann zurückzahlen.

Am ersten Adventssonntag, am späten Nachmittag, ist die Mutter verstorben. Fast die ganze Nacht habe ich geweint. Das Wunder ist ausgeblieben. Habe ich nicht genug gebetet? Oder – zynisch gefragt – war das nicht bezahlte Messstipendium der Grund für das Ausbleiben des Wunders? Die Versuchung, dem ersten Esel gleichzutun und sagen: Ist doch bloß ein Blödsinn: dieses Gerede vom Gott, seinem Segen und Wunder, vom Gebet und Wallfahrten, diese Versuchung ist nach einer derartigen Enttäuschung bei den frustrierten Menschen immer da. Sie fühlen sich von Gott verlassen.

Damals in Ostpolen im Dezember 1963 ist aber das Wunder nur scheinbar ausgeblieben. Denn am Friedhof, auf dem schon ein Meter Schnee lag, nahm eine alte Bäuerin den frierenden Buben in die Arme. Sie drückte mich an sich und sagte: „Brauchst keine Angst zu haben. Die Mama..., sie wird auf dich schauen, vom Himmel herab.“ In der bis dahin dunkelsten Stunde meines Lebens zeigte mir diese Frau mit den ganz einfachen Worten den Weg, auf dem Gott in mein verängstigtes und verbittertes Herz kommt; sie stärkte mein Vertrauen, dass ich behütet und getragen bin und auch weiterhin werde. Das unerwartete Wunder! Sie stärkte mein gläubiges Vertrauen, das durch den ein Jahr später eintretenden Tod des Vaters nicht mehr erschüttert wurde. Dieses Vertrauen, dass ich begleitet, ja geschützt werde, begleitete mich mein Leben lang. Es ließ mich auch immer und immer wieder in die

Schule des zweiten Esels gehen und bitten: Gott möge zum Zug in meinem Leben kommen, indem er mir die Kraft gibt, meine Lasten zu tragen, damit ich durch seine Gnade immer neu die Kraft finden kann.

Diese stark biographisch gefärbte Erfahrung kommt vielen von ihnen nicht unbekannt vor: viele von Ihnen haben ja in ihrem Leben auf diese oder jene Weise Ähnliches erlebt. Man soll sich auch trauen, darüber zu sprechen. Ähnlich zu sprechen wie dies der große deutsche Schauspieler Traugott Buhre tat (der unvergessliche Hauptdarsteller in Thomas Bernards Stück: „Der Theatermacher“ bei den Salzburger Festspielen – 1985 – und dann im Burgtheater in Wien, aber auch der Star in vielen Filmen, darunter auch „Tatort“). Vor ein paar Jahren las ich in der Zeitung „Die Zeit“ ein Interview mit ihm; für mich war das vielleicht das beeindruckendste Zeugnis für all die – in den Untertiteln des Plans unserer Wallfahrt aufgezählten – Aspekte des Bekenntnisses: „Gott kommt zum Zug in meinem Leben“. Der damals 80-Jährige Traugott Buhre erzählte, dass immer dann, wenn er auf der Bühne steht und ihn, ihn, dessen Leben doch scheinbar perfekt gelungen sei, (dass) ihn panische Angst des Versagens überfällt – ihn den absoluten Profi, der auf allen deutschen Bühnen zu Hause war – (panische Angst) weil ihn der Gedankenblitz übermannt, vor dir sitzen da Menschen, die bloß darauf warten, dass du versagst, dass du stolperst, dass du den Text vergisst, dass er gerade dann im Sekundenbruchteil den Vers des Psalms 23 still betet: „Du deckst mir den Tisch vor den Augen meiner Feinde und schenkst mir reichlich ein“ (so die Übersetzung, die er als Kind gelernt hat). Auf der Bühne stehend, im Scheinwerferlicht des Rums, den Abgrund des Versagens aber vor Augen, erlebt er immer wieder das Wunder, dass das Gebet sein Herz verwandelt. „Du deckst mir den Tisch“: Da taucht vor meinen Augen – bekennt er – (da taucht vor meinen Augen) das pralle Leben auf, das Leben ohne Stress, das Leben ohne sich bewähren müssen, das Leben ohne die Angst, dass ich mich bloßstelle, so dass die Kritiker merken, auch ich koche bloß mit Wasser und vieles in meinem Leben eben nicht heil, nicht super ist. Bei dem Vers aus dem Psalm taucht vor meinen Augen das pralle Leben in bester Qualität auf, bereitet nicht durch die Gunst des Publikums, das einmal klatscht das andere Mal pfeift, bereitet nicht durch die Kritiker und auch nicht durch meine eigene Arbeit. Bereitet durch Gott, dem ich traue! Gott, der in meinem Leben regelmäßig zum Zug kommt und mich auffängt. Und all das vor den Augen jener, die mir neidisch sind. Jener, die mir gerne Steine in den Weg werfen würden, jener, die mich im sprichwörtlichen Löffel Wasser ertränken würden. „Du schenkst mir reichlich ein“: vor den Augen meiner Kritiker, meiner Konkurrenten, meiner Neider. Bei diesem Bild, des mir einschenkenden Gottes, da ist die Angst weg, sagt der 80-jährige Traugott

Buhre. Er weiß, Gott ist auf seiner Seite, da weiß er sich behütet. Und der alte Mann bekennt, er sei seinen Eltern unendlich dankbar, dass sie ihm die Kirchlichkeit beibrachten und ihm den Psalm: „Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen“, (dass sie ihm den Psalm) nicht nur lernen ließen, sondern ihm, dem Kind, geradezu den Text einbläuten: als Erklärung des Namens, den sie ihm gegeben haben. Traugott. *Trau Gott*, denn der Herr ist dein Hirte. Der Vers ist ihm zur „Leibspeise“ in einem Leben geworden, in dem bei Gott nicht alles heil war. Er begleitete den knapp 15-Jährigen 1945 bei seiner Flucht aus Ostpreußen, bei der er fast ums Leben gekommen wäre. Er begleitete ihn bei der beispiellosen Krise seiner Familie, als seine Frau – hochdepressiv – nicht nur sich selber, sondern auch die Kinder umbringen wollte. Da haderte er mit Gott, füllte sich von Gott verlassen und doch wollte Traugott sein Vertrauen auf Gott nicht über Bord werfen. Vielmehr versuchte er immer wieder zu beten, dass Gott ihm die Kraft gibt, diese schweren Lasten zu tragen.

Liebe Wallfahrerinnen und Wallfahrer, viele – viel zu viele – Zeitgenossen werden diese Logik nicht verstehen.

(Eine Bemerkung zum Folgenden: es wird etwas theoretisch – der Dogmatiker /das bin ich/ kann es nicht lassen, einige Reflexionen über den Main Stream, über die Trends unserer Alltagskultur anzustellen, denn: viele von uns kämpfen mit Minderwertigkeitsgefühlen, glauben, dass sie in der modernen Welt zu gestrig sind. Dabei ist bei den Trends der Moderne nicht alles Gold, was glänzt. Meine Lieblingsformel. Wenn die Moderne nur modern sein wird, dann wird sie auch modern. Sie lebt noch ohne sich dessen bewusst zu sein vom christlichen Erbe. Und wenn das Erbe einmal aufgebraucht sein wird, dann „gnade uns Gott.“. Deswegen gehört bei dieser Wallfahrt, bei der auf Langsamkeit, Gespräch und Reflexion der Schwerpunkt gelegt wird, auch kritisches Nachdenken über die Trends unserer Zeit. Damit wir uns des Wertes unseres Glaubens neu bewusst werden.)

Wie gesagt: viele – viel zu viele – Zeitgenossen werden die Logik, des gläubigen Bewusstseins, die Logik, die sie alle zur Wallfahrt motiviert, die im Zeugnis von Traugott Buhre so schön zum Ausdruck kommt, viele Zeitgenossen werden sie nicht verstehen.

Sie werden alle möglichen Erklärungen bemühen, um die Erfahrungen dieses alten Mannes zu hinterfragen. „Kein Interesse! Null Bock auf den Gott, der angeblich in menschlichem Leben zum Zug zu kommen scheint!“, werden sie sagen. Und damit in den Trend unserer liberalen Kultur miteinstimmen. Denn: So etwas schallt uns verstärkt entgegen in unserer modernen, medial strukturierten kulturellen Öffentlichkeit. Und der Unterton der Botschaft ist häufig mehr

als eindeutig. Immer und immer wieder werden da Existenzen ins Rampenlicht gezerrt, die durch Religion kaputt gemacht wurden. Wie ein Mantra wird da die Anklage gesungen, dass es vor allem der Glaube sei, der den Menschen das Leben madig machte, Menschen ständig bloß darauf fixierte nach dem zu suchen, was in ihrem Leben nicht heil war, wo in ihrem Leben bloß Schuld und Sünde zu finden seien. Der kulturelle Trend der modernen liberalen Gesellschaft feiert fröhlich den Abschied von der traditionellen Religion und fixiert gerade die jungen Menschen auf pseudoreligiöse Events, auf Bilder und Ikonen der modernen Göttinnen und Götter, auf jene die es anscheinend problemlos geschafft haben in den Götterhimmel hinaufzusteigen. Das Gottvertrauen, das noch vor einigen Jahrzehnten Generationen untereinander verband, dieses Gottvertrauen hat dem Selbstvertrauen Platz räumen müssen, so ganz nach dem Motto: Jedem Menschen seinen eigenen Gott, seinen eigenen Himmel und seinen eigenen Weg dorthin. Denn: Heutzutage ist doch jeder im Grunde sein eigener Gott! Dieses moderne Selbstvertrauen ist aber sehr brüchig. Vor allem dann, wenn wir ständig einen Seitenblick wagen und abstürzen. Weil die Anderen besser, schöner, schneller sind. Die Folge davon: Der Mensch steht in Gefahr zu einem homo incurvatus in se ipsum (das ist das „Englisch“ von gestern) zu werden: zu einem auf sich selbst bezogenen Menschen, im Grunde auch zu einem in sich selber verspannten Menschen, einem, der auf niemandem mehr angewiesen sein will. Autark. Homo incurvatus in se ipsum, der auf sich selbst bezogene, der in sich selbst verkümmerte Mensch: einer verschlossenen Faust nicht ganz unähnlich. So herrlich modern und selbstbewusst. Wenn man jung, schön, gesund und potent ist. Selbstbewusst zumindest dann, wenn er in der Öffentlichkeit auftaucht. Depressiv, vollgestopft mit Antidepressiva und Alkohol im ganz normalen Alltag. Der ständige Absturz ins Bodenlose, weil man halt – in einer Neidgesellschaft – nie das Gefühl hat, dass man so richtig glücklich ist. Wie die anderen,

Für wie viele Menschen der Moderne führt der Weg zu wahren Gott über den Umweg solcher Abwege und Abstürze? Der Zyniker wird freilich einwenden: Der eine findet im Absturz zum Alk, der andere zu Antidepressiva und ein anderer den Weg in die Frömmigkeit. Ohne die Kraft und die Bedeutung der Antidepressiva zu hinterfragen sei aber trotzdem die Frage gestellt, wo denn der entscheidende Unterschied liegt: zwischen dem modernen homo incurvatus in se ipsum, der auch in seinem Absturz weiterhin einer geballten Faust gleicht, auf niemandem angewiesen sein will, höchstens aggressiv wird, und dem Menschen, der den Kontakt zum lebendigen Gott sucht und auch findet: sich also in seiner incurvatio auf den Anderen und auch auf die Anderen ausrichtet, aus der geballten Faust zu einer offen dargebotenen Hand wird.

Einer Hand, die sich gar zu einer Bitte ausstrecken kann und in seiner Not auf Gott hin verwiesen bleibt! Auf einen Gott hin, der überraschenderweise auch, oder gerade in diesem – beschädigten – Leben zum Zug kommt.

„Gott geht zu allen Menschen in ihrer Not, sättigt den Leib und die Seele mit seinem Brot, stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod und vergibt ihnen beiden“, dichtete Bonhoefer weiter in seinem Gedicht aus dem Jahr 1944 und hielt den innersten Kern der Logik des *göttlichen* Weges fest: jenes Weges auf dem der wahre Gott in menschlichen Leben zum Zug kommt: und dies in jedem menschlichen Leben. Wenn auch meistens unaufdringlich und anonym. Im Unterschied zur Logik der liberalen Moderne, die nur den Weg nach oben kennt und den in sich selbst verschlossenen, niemanden brauchenden, selbstbestimmenden Menschen, im Unterschied dazu geht der wahre Gott einen anderen Weg: er geht den Weg nach unten. Nimmt Gestalt an im konkreten Alltag an, wird Dir und mir zum Lebenspartner. Der christliche Gott – jener Gott, auf den unsere Moderne Null Bock hat – unterscheidet sich von den schillernden Ikonen, von den Göttinnen und Göttern der Moderne: er ist nicht selbstbezogen und er verführt auch niemandem dazu, dass er sich hinauf strampelt in ihren illusionären Himmel. Nein! Er steigt hinunter, wird bodenständig. Im „Altenglisch“ (also im Latein) nannte man diese Bewegung: *humilitas Dei* und übersetzte es: Demut Gottes. *Igitt, igitt, igitt* – wird der moderne Mensch sagen. Demut, wie schrecklich! Dabei steckt im Begriff: *Humilitas* das Wort: Humus, also Boden. Es geht also um die Bodenständigkeit Gottes.

Und warum dies? Die Frage betrifft den Kern unseres christlichen Glaubens. Und die Antwort? In der Theresienkirche auf der Hungeburg, oberhalb von Innsbruck, gibt es einen meisterhaften Freskenzyklus von Max Weiler zum Thema: „Herz Jesu“. Kurz nach dem Inferno des Zweiten Weltkrieges, in der Situation der beispiellosen Not, aktualisierte Weiler in einem der Fresken das alte Thema des Gnadenstuhls. Viele von Ihnen werden das Motiv kennen. Ein Greis hält dort seinen toten (am Kreuz hängenden) Sohn. Ja, er präsentiert ihn geradezu dem Betrachter. Nicht im Anklagemodus. Und schon gar nicht mit sadomasochistischem Gefühl, wie dies viele Religionskritiker dem Bild unterstellen. Weiler betet die Szene in die Welt menschlicher religiöser und pseudoreligiöser Wege. Da tummeln sich die griechischen und die germanischen Göttinnen und Götter, selbst der Gott des Inn ist dabei. Was soll das Bild aussagen? Der göttliche Greis – denn so hat man sich Gott Vater jahrhundertlang vorgestellt – dieser göttliche Greis bildet das Zentrum. Und er weiß aus der jahrtausendalten Erfahrung nur eines: Vieles.

sehr vieles, oft gar fast alles, ist im menschlichen Leben nicht heil. Die Aufrufe an die Menschen, sie mögen sich besinnen, sie mögen umkehren, sie mögen verantwortlich handeln, sie mögen das Böse meiden und die Gewalt – viele, wenn gar nicht die meisten solcher Aufrufe schlagen immer und immer wieder fehl. Die Menschen könnten zwar Katastrophen des Krieges, Katastrophen der Gewalt, Katastrophen des Missbrauchs verhindern oder zumindest meistern. Meistens tun sie es nicht. Übersteigt das Ausmaß der Bedrohung die menschlichen Kräfte, ist das Ausmaß des Bösen doch zu groß für den Menschen? Der Mensch kann zum Ungeheuer mutieren. Und nicht einmal Gott, nicht einmal Gott wird ihn vor dem Absturz in den Abgrund bewahren. Jenen Absturz, den der Mensch selber verschuldet. Dieser Absturz ist im Grunde nur so etwas, wie ein Selbstgericht: da müssen die Menschen halt die Folgen ihrer Taten erleiden. Sollen sie deswegen in Panik geraten? Sich immer neu in der Mentalität der letzten Generation verfangen und neues Unheil produzieren?

Das Bild des Gnadenstuhls betrachtend wird man der fundamentalen christlichen Glaubenswahrheit gewahr: der Vater hat das Gericht dem Sohn überlassen. Und was heißt das? Die Menschen verfallen letztendlich nur zum Teil dem Selbstgericht. Die destruktiven Folgen ihrer Taten stellen nicht das letzte Wort dar. Denn: das Gericht trifft in voller Wucht den Sohn selber. Das ist seine Humilitas, seine Bodenständigkeit. Er der Sohn, der menschengewordene Gottessohn, lässt sich stellvertretend richten. Anstelle der Bösen, ja, an meiner Stelle, erleidet er die Folgen meiner Untat. Das hat die Tradition immer gewusst – schöpfte deswegen aus diesem Glauben Hoffnung und Zuversicht. „Ich, ich habe es getan, was Du erlitten hast“, singen wir im Passionslied: „O Haupt voll Blut und Wunden“.

Und was hat der Gottessohn erlitten? Vor allem wie hat er es erlitten? Gerade dann, als der Sohn in seiner Not das Gefühl der tragenden Gemeinschaft des Vaters am Nötigsten hatte – gerade da verließ ihn die Erfahrung der tragenden Gemeinschaft des Vaters. Die fühlbare, stärkende Nähe Gottes verschwand. Nebel und Dunkelheit bemächtigten sich der Seele Jesu. Da konnte er nur noch stammeln: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Warum?“ Oder anders gefragt: „Wozu? Wozu hast du mich verlassen?“ Und unsere Glaubensantwort darauf, die ja den Kern unseres Glaubens und unserer Hoffnung bildet: Um den menschengewordenen Gott, in die Gemeinschaft all jener zu bringen, die das Ziel ihres Lebens radikal verfehlen. Um die Bodenständigkeit Gottes, seine humilitas jenen mitzuteilen, die den Boden unter den Füßen radikal verloren haben. Der Gottverlassene wird zum Gefährten aller Gottverlassenen! Auch, oder gerade in ihr Leben kommt damit „Gott zum

Zug“. Deswegen fällt Gott in Christus tiefer als der Mensch je in seinem Leben zu fallen vermag. Und die Folgen dieser göttlichen humilitas: der göttlichen Bodenständigkeit?

Um den Sinn dieses Weges Gottes zu uns zu veranschaulichen, möchte ich eine kleine Übung mit Ihnen machen. Die Frage lautet: kann man eine geballte, eine verschlossene Faust von jemandem, der es partout nicht öffnen will, weil er schon so „verkrümmt“ ist, dass er es nicht will und scheinbar auch nicht kann, kann man diese Faust öffnen und auf welche Art und Weise? Die Übung: der Versuch, die Faust mit Gewalt zu öffnen; dann mit den Tricks (Kitzeln und Streicheln). Beide Versuche scheitern. Es gibt nur eine Möglichkeit: die eigene offene Hand unter die geballte Faust zu legen. Nach ungefähr 30 Minuten öffnet sich die geballte Faust, weil mit der Zeit die Kraft der Anspannung nachlässt (unterstützt durch die Wärme der tragenden Hand). Der Versuch mit Streicheln die Faust zu öffnen scheitert, weil das Streicheln auch die Widerstandskraft und die Anspannungskraft der Nerven stärkt.

Was soll diese Übung im Zusammenhang der Thematik unserer Wallfahrt: „Gott kommt zum Zug in meinem Leben“ aussagen? Sie versinnbildlicht die Antwort Gottes auf unsere Wege und Umwege zu Gott. Es ist vor allem aber eine Antwort Gottes auf unsere Irrwege. Und wie lautet diese Antwort? Nicht mit Gewalt öffnet Gott den Menschen auf sich selber und seine Liebe. Nicht mit Gewalt kommt er zum Zug im menschlichen Leben. Auch wenn die Kirchen in der Vergangenheit diesen Weg der Gewaltmissionierung oft beschritten haben, stellt der Weg der Gewalt einen Irrweg dar. Die Gewaltstrategie der Fundamentalisten schenkt nicht den Blick auf den in meinem Leben zum Zug kommenden Gott, sondern beseitigt das Bedürfnis danach. Auch die Tricks der modernen liberalen Haltung, die Reduzierung des religiösen Glaubens zu einem beliebigen und harmlosen Hobby, der Schmusekurs mit dem homo incurvatus in se ipsum: all das öffnet dem Menschen den Blick auf die Transzendenz nicht. Der Mensch bleibt ein incurvatus, bekommt also keinen wirklichen Blick auf den wahrhaft liebenden und in seinem Leben zum Zug kommenden Gott. Wie ein trotziges Kind, sieht er nur sich selber, nur seine Probleme und kennt nur seine Glücksgefühle. Nur das Tragen, das geduldige Tragen der zur incurvatio neigenden Faust: das geduldige Ertragen von ganz konkreten Menschen ermöglicht die Öffnung. Und unser Gott, der christliche Gott, jener Gott, der ja – um zum Zug im menschlichen Leben zu kommen – herabsteigt, gar tiefer fällt als der Mensch in seinem Leben je zu fallen vermag, dieser Gott trägt. Und Er trägt alle. Er trägt die heutige Menschheit, selbst oder gerade dann, wenn sie sich von der Religion, von der Kirche, ja gar von Gott selber abwendet. Und – so paradox dies zuerst klingen mag – er trägt auch jene, die ihn aus ihrem

Leben radikal verbannt haben. Er wird sie die ganze Ewigkeit lang tragen, bis sie sich irgendwann auf ihn öffnen. Deswegen stellt auch die Hölle nicht das letzte Wort über den Gott, der im menschlichen Leben zum Zug kommt, sondern der Himmel. Deswegen ist auch das menschliche Leben unendlich wertvoll.

*Erlauben sie mir nur noch ein dogmatisches Schlaglicht zur Begründung und auch zur Vertiefung der These: „Das Leben ist wertvoll“ (vgl. Gaudium et spes 22: „Tatsächlich klärt sich nur im Geheimnis des fleischgewordenen Wortes das Geheimnis des Menschen wahrhaft auf. ... Christus, der neue Adam, macht eben in der Offenbarung des Geheimnisses des Vaters und seiner Liebe dem Menschen den Menschen selbst voll kund und erschließt ihm seine höchste Berufung. ... Denn er, **der Sohn Gottes**, hat sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen **mit jedem Menschen vereinigt.**“]*

Warum diese Reminiszenz bei unserer Wallfahrt? Um uns alle auf die elementarste Wahrheit im Kontext der zentralen These: „Das Leben ist wertvoll“ neu zu sensibilisieren. Die Agnostiker und Atheisten werden das Programm dieser Wallfahrt belächeln, es höchstens als eine touristische Attraktion gelten lassen. Sind wir doch ihrer Meinung nach nur ein Produkt der Evolution und auch ein Ergebnis der wissenschaftlich fundierten Manipulationen. Jain: lautet unser aller Einwand, der Einwand der auch durch unser Wallfahrtverhalten bekräftigt wird. Die heutzutage so populären Reduktionen des Menschen – ganz gleich ob biologistisch, chemisch oder physikalisch motiviert: Diese Reduktionen des Menschen beantworten die wichtigsten anthropologischen Fragen nicht: Wer ist der Mensch, woher kommt seine Würde und was ist sein Ziel? Diese agnostischen und atheistischen Reduktionen des Menschseins verbannen letztendlich die Menschheit in eine geistlose Wüste. Eine Wüste, in der die Menschen nur noch um das sprichwörtliche goldene Kalb tanzen, oder aber nur klagen können, ihre Aggressionen auf andere abwälzen können und letztlich nur noch nach Fleischtöpfen Ausschau halten können. Eine Wüste, in der die Menschheit zwar zurückblicken kann, zurückblicken auf die Etappen ihrer Evolution, aber im Grunde kein gemeinsames Ziel mehr haben kann, deswegen bloß umherirren wird und immer wieder außer Atem gerät, so ganz nach dem Motto von Helmut Qualtinger: „Wir wissen zwar nicht wohin, dafür aber sind wir umso schneller dort“. Eine Wüste, in der die Angst überhandnimmt, die Angst vor dem Mitmenschen, die Angst vor dem morgigen Tag, die Angst vor dem Untergang. In diese Wüste hinein steigt aber Gott selber, jene unbegreifliche Transzendenz, die von keiner der wissenschaftlich motivierten Reduktionen

eingeholt werden kann.

Liebe Wallfahrerinnen und Wallfahrer, es ist nicht alles Gold, was glänzt in der Moderne, deswegen brauchen wir unser religiöses Selbstbewusstsein nicht nach den Maßstäben dieser Welt zu konstruieren. Jenen Maßstäben, die Religion bloß nach Nützlichkeitskriterien oder dem Unterhaltungswert messen. Andere Maßstäbe dieser Welt sollen wir mit Stolz beachten, denn sie stellen nichts anderes dar als christliches Erbe, ein Erbe, das die liberale Kultur längst verdrängt und vergessen hat. Dabei lebt sie noch von diesem Erbe (auch wenn sie dies bestreitet).

Deswegen müssen wir unseren Zeitgenossen immer wieder zu diesem verdrängten Erbe Brücken bauen und in Erinnerung rufen: Längst bevor der Mensch denken, planen oder auch lieben konnte, war er schon geplant und geliebt. Geliebt von Gott mit seiner unendlichen Liebe. Darin liegt die tiefste Wurzel der Würde der menschlichen Person. Denn: Ohne diese Liebe wäre die Menschheit bloß eine Megaansammlung von Frankenstein, von geistlosen Gliederpuppen, deren Wert eben nach Nützlichkeitskriterien, oder aber dem Grad der Unterhaltung gemessen werden müsste. Diese Wallfahrt soll uns also aufs Neue darauf sensibilisieren, dass Gott immer schon in einem umfassenden Sinn im menschlichen Leben „zum Zug kommt“, weil er auf einer fundamentalen Ebene die Bedingung der Möglichkeit dieses Lebens ist. Deswegen und nur deswegen ist auch dieses Leben so wertvoll.

Dieses Glaubensgeheimnis wirft aber für uns alle eine Frage auf: Wenn Gott schon immer zu allen Menschen in ihrer Not kommt, wenn ER den Leib und die Seele nährt und auch die Schuld vergibt, damit auch – wenn auch meistens unaufdringlich und anonym – in Lebenssituationen, in denen vieles nicht heil ist – wenn ER einen Neuanfang ermöglicht, wenn also Christen und Heiden (denn Heiden steht im Gedicht von Bonhoeffer für alle Nichtchristen) von dem wahren Gott, jenem Gott der Mensch geworden ist und in seinem Tod die schlimmste Not erlitten hat, gleichwertig behandelt werden, wozu dann der explizite Glaube, wozu das Gebet, wozu die Wallfahrten und vieles andere mehr?

Dietrich Bonhoeffer dichtete in seinem Gedicht noch eine Strophe:

„Menschen gehen zu Gott in seiner Not, finden ihn arm, geschmäht, ohne Obdach und Brot, sehn ihn verschlungen von Sünde, Schwachheit und Tod, Christen stehen bei Gott in seinem Leiden.“ Was hat das zu bedeuten? Die beiden anderen Strophen nennen in einem Atemzug Christen und Heiden. In dieser Strophe hier stehen Christen exklusiv da. Sie stehen bei Gott in

seinem Leiden. Mit dieser Strophe brachte Bonhoeffer auf eine brillante Art und Weise den Kern der christlichen Lebenshaltung auf den Begriff. Christen, nur Christen nehmen Gott, der in menschlichem Leben auf eine fundamentale Art und Weise „zum Zug kommt“, wahr und sie nehmen ihn bewusst in ihr Leben auf (beispielsweise durch die Teilnahme an einer Wallfahrt). Nur Christen nehmen Gott selbst in der Situation des Leidens wahr, mehr noch sie stehen bei Gott in seinem Leiden.

Und was haben sie davon?, wird der moderne Mensch fragen. Und auch die vielen Christen, die wegen der kulturellen Trends längst nur noch Minderwertigkeitsgefühle haben, deswegen auch Möchtegern-Heiden bleiben.

Die beste Antwort auf eine solchen Frage gab der große Heilige, der Gründer des Jesuitenordens Ignatius von Loyola: „Wenige Menschen ahnen, was Gott aus ihnen machen würde, wenn sie sich nur ganz seiner Führung anvertrauen.“ Situationsgerecht übersetzt: Nicht alle Menschen ahnen, was sich in ihrem Alltag verändert, ja was aus ihrem Leben wird, wenn sie Gott, der in ihrem Leben zum Zug kommt, wenn sie diesen Gott bewusst aufnehmen und ihm auch die Zugführung anvertrauen.

Deswegen empfahl dieser Meister der Spiritualität in seinen Geistlichen Übungen an einer zentralen Stelle dieses Gebet:

Gebet aus den ignatianischen Exerzitien (E. 234):

„Nimm Dir, Herr, und übernimm meine ganze Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand und meinen ganzen Willen, mein ganzes Haben und Besitzen. Du hast es mir gegeben, zu Dir, Herr, wende ich es zurück; das Gesamte ist Dein; verfüge nach Deinem ganzen Willen, gib mir Deine Liebe und Gnade, das ist mir genug.“

Liebe Wallfahrerinnen und Wallfahrer, mit der Entscheidung zu dieser Wallfahrt haben sie ein Zeichen gesetzt. Ein Zeichen, das ihre Herzen öffnet für die Aktualisierung, für Intensivierung, damit auch bewusste Wahrnehmung des Vertrauens in jenen Gott, der uns alle trägt, zu dem wir immer und immer wieder in unserer Not gehen können, weil wir uns dessen Führung uns (schon durch die Taufe und Firmung) anvertraut haben.

Durch dieses Zeichen der Wallfahrt ermutigt, können wir uns (in einer Welt, die durch kulturelle Trends autonome Menschen – also im Grunde homines incurvati – hervorbringt) auf unser christliches Privileg (Selbstverständnis) besinnen: Es heißt: „Brücken bauen“ :

Wir selber bauen Brücken, indem wir immer und immer wieder neu zu jener Hand werden, die

die geballte Faust des modernen Menschen trägt.

Wir stehen bei Gott, indem wir ihm Brücken bauen, selber also immer und immer wieder neu zu jener Hand werden, die den Mitmenschen trägt. Vor allem jene leidende, gar verkrümmte Faust mit der sich Christus in seinem Leiden identifiziert hat: "Was ihr dem Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan ..." Es tut gut, sich dessen zu erinnern, dass Caritas, Diakonie und überhaupt soziale Arbeit dieses christliche Erbe sind. Und in einer säkularen Umwelt davon leben, dass Gott bodenständig wurde und wird (so bodenständig, dass seine Anwesenheit nur von wenigen wahrgenommen wird. Von jenen, die sich seine „Zugführung“ anvertraut haben. Jenen, die ihr Herz geöffnet haben.) Weil wir alle uns sich dessen bewusst geworden sind, dass Gott in unserem Leben einen Platz, einen bestimmten Platz bekommen hat, (deswegen legen wir) einen so großen Wert auf Beziehung (und diese Wallfahrt ist ein Beziehungsgeschehen par excellence), deswegen fördern wir das Netz der offenen Hände, der auf andere ausgerichteten Hände, Hände, die Andere tragen, selbst dann tragen, wenn diese nur noch den geballten Fäusten ähnlich sind und keine Lust verspüren sich zu öffnen.

Und was bedeutet das konkret? Wir tragen unsere Mitmenschen, indem wir selber Gottvertrauen ausstrahlen, durch unsere Lebenslust bezeugen, dass wir in der Not und im Glück den Blick auf den in unserem Leben „zum Zug kommenden Gott“ bewahren. Wir tragen unsere Mitmenschen, indem wir für sie beten, die unzählige Anwälte des Himmels anrufen. Auf einen Satz gebracht: Wofür sind wir Zeugen und welcher Wahrheit wir den Weg ebnen, indem wir Brücken bauen? Weil Gott Mensch geworden ist, wird diese Welt niemals gottlos werden. Was Bonhoeffer im Jahre 1944 dichtete, das behält die Gültigkeit auch oder gerade in unserer Zeit. Der humanisierende Aspekt der Menschwerdung Gottes, des Abstiegs und des Hinunterfallens so tief wie kein Mensch je zu fallen vermag, dieser humanisierende Aspekt ist nicht Schnee vom Gestern, sondern Wasser für heute und für morgen, für eine Welt, in der die homines incurvati zu ersticken drohen.

Wie schon gesagt, Wallfahrt stellt die Gelegenheit unser Vertrauen auf Gott, der in unserem Leben zum Zug kommt zu aktualisieren und zu verstärken. Damit ist sie auch die beste Gelegenheit Rückschau zu halten und sich in Erinnerung zu rufen, jene Situationen in denen andere Menschen uns gehalten haben (in unserer Tendenz sich zu verschließen und zur geballten Faust zu werden). Uns also Brücken bauten und uns so zur Erfahrung jenes Gottes

verholfen haben, der in unserem Leben – in dem einiges nicht gelungen ist – doch einen Platz genommen hat.

Erlauben sie mir wiederum drei kurze biographische Reminiszenzen aus meiner Biographie, Erinnerung an drei Menschen, die mir Brücken gebaut haben, so dass ich aus dem Irrweg, oder Umweg doch zu jenem Gott zurückfinden konnte, dem Gott, dem ich die „Zugführung“ meines Lebens anvertraut habe.

Erstens: Wie viele von ihnen bin ich in einer Atmosphäre der Kirchlichkeit groß geworden, in der das Bild eines strengen Richters das gläubige Herz eines Pubertierenden beherrschte. Nach meiner Ankunft in Innsbruck war zuerst der Schock der Vorlesung von dem damaligen Professor für das Neue Testament: P. Nikolaus Kehl, der mich auf eine neue Art und Weise auf jenen Gott öffnete, der in meinem Leben schon immer einen Platz hatte. „Die Botschaft Jesu“ hieß die Vorlesung und die zentrale These lautete: Gott liebt den Menschen bedingungslos. Ich übersetzte mir die Vorlesung in meine existentielle Not: Gott nimmt dich doch an, so wie du bist... Er steht zu dir, deswegen brauchst Du dich selber nicht an dir selber zu skandalisieren. Dadurch wurde ich theologisch geerdet; doch das heißt noch nicht, dass ich biographisch fest im Sattel war.

Zweite Reminiszenz: Als braver polnischer Priesterseminarist war ich auf dem besten Wege ein Beichtneurotiker zu werden. Es hat Zeiten gegeben, wo ich der vielen gedanklichen Sünden wegen und weiß Gott welchen noch dazu, tagtäglich zur Beichte gerannt bin. Dann das alles umstürzende Erlebnis in „Notre Dame“ in Paris: Ein anonymes Beichtvater erkannte, wen er da vor sich hat. Und er baute mir auf eine geniale Art und Weise die Brücke zu jenem Gott, der mich annimmt: Er hat mir zuerst das Beichten untersagt und den Kommuniongang befohlen. Und er fügte hinzu: „Wenn Du schlechtes Gewissen bekommst, und gleich wieder zur Beichte rennen möchtest, dann denke daran, dass ich diese Entscheidung und deine Sünden auf mich genommen habe: Anstelle das schlechte Gewissen zu kultivieren: danke Gott für diese heutige Beichte!“ Was folgte war ein mühsamer Weg... mit vielen Rückschlägen. Es war aber ein Weg zur Normalität, den ein anonym gebliebener Priester angestoßen hat – ich bin ihm zur Dankbarkeit verpflichtet.

Und die dritte Reminiszenz betrifft die Krise an der theologischen Fakultät Mitte der 70-er Jahre – an der Bischof Rusch mitschuldig war – Schupp – Zynismus meinerseits und die Selbstgerechtigkeit meines kritischen Denkens: jenes Denkens, das genau weiß, wo

Scheinheiligkeit zu Hause ist – bei der kirchlichen Hierarchie und den Frömmern. Die Fronten, die sich in meinem Kopf aufbauten, dem Kopf des letzten Diplomanden von P. Schupp, waren klar. Gott liebt zwar die Menschen bedingungslos, aber die Hierarchie tut doch alles versauen ... (nach dem Motto: der liebe Herrgott vergibt und vergisst, Menschen vergeben und vergessen. Das bischöfliche Ordinariat vergibt und vergisst nicht“) >> Der Slogan: „Hierarchie contra Volk Gottes“ – das bis heute vieles an Kirchenfrust motiviert, prägte meine theologische Arbeit.

1977 kam P. Raymund Schwager als neuer Professor nach Innsbruck und ich wurde sein erster Assistent. Wie die meisten Studierenden habe auch ich in den ersten Semestern seine Person und seine Theologie als Projektionsfläche für die vielen Frustrationen kirchenpolitischer Art benutzt. Bei einer Tagung in Stuttgart - etwa zwei Jahre nachdem ich als Assistent von Schwager begonnen habe und ihm gegenüber, als einem Professor, der zu wenig kritisch war, selber sehr kritisch gegenüberstand – hielt Schwager ein Referat. Ich habe – wie es halt meine Art war – in der Diskussion Anfragen und Kritik geäußert, die an der Grenze akademischer Gepflogenheiten angesiedelt waren. In der Kaffeepause stand ich hinter ihm. Er unterhielt sich mit seinem Ordensmitbruder, dem Alttestamentler Norbert Lohfink. Sie sahen mich nicht. Ich hörte Lohfink sagen: „Wenn mein Assistent mich in der Öffentlichkeit derart unflätig kritisieren würde, den wäre ich schon längst losgeworden.“ Ich hörte Schwager sagen: „Ah, von dem bin ich ganz andere Dinge gewohnt.“ Mir fiel die Decke auf den Kopf. Ich fragte mich nämlich, was für eine Art von Spiritualität dieser Mann haben muss, dass er mich erträgt, mich immer und immer wieder auffängt. Meistens so, dass ich selber es nicht merke. Nach diesem Erlebnis habe ich angefangen, mich ernsthaft mit seinem Denken auseinanderzusetzen. Heute weiß ich, (und das ist die dritte Person) P. Schwager hat mich vor dem theologischen Zynismus gerettet. Nach und nach verstand ich auch die Tiefe des Dictums von René Girard: „Christsein heißt zu erkennen, dass nicht nur die Anderen ihre Sündenböcke haben, während ich nur legitime Gegner und Feinde habe“.

„Menschen gehen zu Gott in seiner Not, finden ihn arm, geschmäht, ohne Obdach und Brot, sehn ihn verschlungen von Sünde, Schwachheit und Tod, Christen stehen bei Gott in seinem Leiden.“ So lautet die zweite Strophe des Gedichtes von Bonhoeffer. Und weil die Christen als Christen leben und glauben, kann für Bonhoeffer die dritte Strophe die logische Folge sein: „Gott geht zu allen Menschen in ihrer Not, sättigt den Leib und die Seele mit seinem Brot, stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod und vergibt ihnen beiden“

Um endlich zum Schluss zu kommen:

Unser Zeugnis von dem Gott, der in menschlichem Leben zum Zug kommt, ist notwendig, damit wir uns nicht in die Käfige dieser Welt einsperren.

Bemerkung am Rande: Weil die Christen als Christen leben und glauben, ist für Bonhoeffer die zweite Strophe seines Gedichtes („*Menschen gehen zu Gott in seiner Not, finden ihn arm, geschmäht, ohne Obdach und Brot, sehn ihn verschlungen von Sünde, Schwachheit und Tod, Christen stehen bei Gott in seinem Leiden.*“) die logische Vorbedingung für die dritte Strophe („*Gott geht zu allen Menschen in ihrer Not, sättigt den Leib und die Seele mit seinem Brot, stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod und vergibt ihnen beiden*“).

Nostalgisch – mit dem Verweis auf die Weisheiten der Tiere habe ich begonnen, mit dem Hinweis auf ein Tier werde ich enden.

Postludium

Stellen sie sich vor einen gereizten Hund. Er bellt. Und er verirrt sich in einen Spiegelsaal. Was sieht er da? Tausende von Hunden! Alle sind gereizt. Alle bellen ihn an. Rasend bellt er zurück. Die Hunde tun dasselbe. Wütend springt der Hund hoch. Tausende Hunde tun dasselbe. Der Hund verfällt in Raserei. Mit Schaum vor dem Maul fällt er zu Boden. Tot. Warum diese Geschichte? Unsere religionsarme Welt, unser Gott verdrängender Alltag gleichen einem Spiegelsaal. Er wirf uns nur das zurück, was in uns selber steckt. Eine Verwandlung findet nicht statt. Eine Wallfahrt soll auch zur Verwandlung führen und zum Brückenbau in diese – nicht wallfahrende – Welt. Was soll das bedeuten? Unsere Welt braucht nicht weniger Glaube und nicht weniger Religion, sondern mehr. Wir brauchen mehr Religion und mehr an Gottesglauben, damit wir die Kraft haben, unsere Lasten zu tragen, damit wir im Spiegelsaal unseres Alltags nicht nur mit uns selber und unseren Aggressionen konfrontiert werden, sondern auch mit jenem in unserem Herzen Platz habenden Gott, der uns alle verwandelt, uns trägt und uns auch die Kraft gibt, die Lasten unseres Lebens zu tragen. So etwas haben wir von einem Hund und von einem Esel gelernt.